

Aktuelle und klassische Sozial- und
Kulturwissenschaftler|innen

Marco Schmitt · Jan Fuhse



Zur Aktualität von Harrison White

Einführung in sein Werk



Springer VS

Aktuelle und klassische Sozial- und Kulturwissenschaftler | innen

Herausgegeben von

S. Moebius

Graz, Austria

Weitere Bände in dieser Reihe
<http://www.springer.com/series/12187>

Die von Stephan Moebius herausgegebene Reihe zu Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen der Gegenwart ist für all jene verfasst, die sich über gegenwärtig diskutierte und herausragende Autorinnen und Autoren auf den Gebieten der Kultur- und Sozialwissenschaften kompetent informieren möchten. Die einzelnen Bände dienen der Einführung und besseren Orientierung in das aktuelle, sich rasch wandelnde und immer unübersichtlicher werdende Feld der Kultur- und Sozialwissenschaften. Verständlich geschrieben, übersichtlich gestaltet – für Leserinnen und Leser, die auf dem neusten Stand bleiben möchten.

Herausgegeben von

Stephan Moebius

Graz, Austria

Marco Schmitt • Jan Fuhse

Zur Aktualität von Harrison White

Einführung in sein Werk



Springer VS

Marco Schmitt
RWTH Aachen
Aachen
Deutschland

Jan Fuhse
Humboldt Universität zu Berlin
Berlin
Deutschland

ISBN 978-3-531-18672-6
DOI 10.1007/978-3-531-18673-3

ISBN 978-3-531-18673-3 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Lektorat: Cori Mackrodt, Monika Mülhausen

Umschlagbild: Michael Dörfler, Luzern

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Fachmedien Wiesbaden ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Vorwort

Eine Reihe von Menschen hat beim Zustandekommen wesentlich mitgeholfen haben: Die Initiative für das Projekt ging von Stephan Moebius und Frank Engelhardt aus. Cori Mackrodt, Stephan Moebius und Regine Schwab haben das gesamte Manuskript gelesen und wertvolle Hinweise und Korrekturen beigesteuert. Harrison White danken wir für das ausführliche Interview, das hier nur in Auszügen wieder gegeben ist. Daneben haben einige weitere relationale Soziologen konkrete Fragen zum Buch beantwortet: Peter Bearman, Ron Breiger, Paul DiMaggio, John Martin, John Mohr, Sophie Mützel, John Padgett und sicher noch viele weitere. Das Foto für das Cover hat Michael Dörfler auf der Tagung Relational Sociology: Transatlantic Impulses for the Social Sciences an der Humboldt Universität zu Berlin im September 2008 geschossen und uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Jan Fuhse wurde bei der Arbeit an dem Buch von der Deutschen Forschungsgemeinschaft durch ein Heisenberg-Stipendium unterstützt. Ihnen allen gilt unser herzlicher Dank!

Inhaltsverzeichnis

1	Eine Theorie für die Netzwerkforschung	1
1.1	Überblick	1
1.2	Die Besonderheiten von Whites Theorie	3
1.3	Aufbau des Buchs	5
2	Biographie	9
2.1	Whites Weg zu Soziologie und Strukturalismus	9
2.2	Der „Harvard Breakthrough“	12
2.3	Die kulturelle Wende	19
2.4	Zur Denkschule der relationalen Soziologie	22
4	Catnets, strukturelle Äquivalenz und Blockmodelle	29
3.1	Catnets	30
3.2	Strukturelle Äquivalenz	35
3.3	Blockmodellanalysen	37
3.4	Resümee	48
4	Märkte als soziale Moleküle	53
4.1	Grundlinien und Kritik an der Ökonomie	53
4.2	Das Marktprofil	55
4.3	Märkte im zweidimensionalen Raum	56
4.4	Märkte als Moleküle	58
4.5	Resümee	59
5	Identität, Kontrolle und Disziplinen	63
5.1	Identität und Kontrolle	64
5.2	Disziplinen als soziale Moleküle	70

5.3	Umwelteinbettung von Disziplinen	77
5.4	Verteiltheit und Selbstähnlichkeit	79
5.5	Resümee	82
6	Netzwerke und Kultur	89
6.1	Beziehungen und Geschichten (<i>ties and stories</i>)	94
6.2	Netzwerke und Domänen	105
6.3	Institutionen	110
6.4	Stile und Kultur	119
6.5	Sozialer Wandel bei White	125
6.6	Resümee	132
7	Soziale Prozesse in Netzwerken	135
7.1	Switchings/Kontextwechsel	136
7.2	Netzwerk-Öffentlichkeiten	141
7.3	Kontrollregimes	146
7.4	Kommunikation und Sinn	150
7.5	Resümee	160
8	Harrison Whites relationale Soziologie	163
8.1	Grundausrichtung der Perspektive	163
8.2	Relationale Soziologien	167
8.3	Grundlinien der relationalen Soziologie	168
8.4	Verbindungen mit anderen Ansätzen	171
	Anhang: Interview mit Harrison White	177
	Literatur	187

Verzeichnis der Exkurse

Exkurs 1: Canvases and Careers (1965)	11
Exkurs 2: Chains of Opportunity (1970)	13
Exkurs 3: Theoriegruppen als Netzwerke bei Nicholas Mullins	16
Exkurs 4: Mark Granovetter und die Stärke schwacher Beziehungen	18
Exkurs 5: Peter Bearman und die empirische Modellierung sozialer Strukturen	24
Exkurs 6: Dualitäten und Methoden bei Ronald Breiger	42
Exkurs 7: Akteure und Netzwerke bei Ronald Burt	50
Exkurs 8: Eric Leifer und das Problem der Unsicherheit	60
Exkurs 9: John Padgett und der Aufstieg der Medici	85
Exkurs 10: Mustafa Emirbayers Manifest für eine relationale Soziologie	90
Exkurs 11: Charles Tilly: Kategorien, Stories und Mechanismen	100
Exkurs 12: Paul DiMaggio zu Bourdieu, kulturellem Kapital, Feldern und Institutionen	111
Exkurs 13: John Mohr und die Netzwerkanalyse von Kultur	116
Exkurs 14: Careers and Creativity (1993)	129
Exkurs 15: Sozialbeziehungen im Turn-Taking bei David Gibson	139
Exkurs 16: Publics, Stile und Kommunikation bei Ann Mische	143
Exkurs 17: Die White-Luhmann-Verbindung	157

1.1 Überblick

Die Netzwerkforschung ist eine große Erfolgsgeschichte der Sozialwissenschaften. Seit eher randständigen Anfängen in der Soziometrie und der Sozialanthropologie hat sie seit 50 Jahren stetig an Aufmerksamkeit und Bedeutung gewonnen (Freeman 2004). Zum einen hat die technische und sozio-technische Rolle, die Netzwerke heute in der Gesellschaft spielen und die auch von Zeitdiagnosen immer häufiger herausgestellt werden (vor allem Manuel Castells), zu diesem Siegeszug beigetragen. Zum anderen haben sich einige „Netzwerkphysiker“ (Duncan Watts, Albert-László Barabási, Mark Newman) der Erforschung sozialer Strukturen zugewandt und so erheblich zur wissenschaftlichen Anerkennung des Forschungsfeldes beigetragen. Die Methoden und die Anwendungsfelder der Netzwerkforschung sind inzwischen sehr weit verfeinert und ausdifferenziert.

Lange Zeit mangelte es aber an theoretischer Unterfütterung. Die Netzwerkforschung wurde und wird nicht von einem theoretischen Grundverständnis sozialer Phänomene angetrieben – sondern von einer „strukturellen Intuition“, dass das Soziale wesentlich durch Muster sozialer Beziehungen geprägt ist (Linton 2004, S. 3). Entsprechend identifizierte Mark Granovetter 1979 ein gravierendes Theorie-Defizit in der Netzwerkforschung. Inzwischen gibt es jedoch eine Reihe von Angeboten, diese Leerstelle zu füllen. Soziale Netzwerke werden von individuellen Handlungen abgeleitet (Coleman 1990), sie werden in eine Theorie sozialer Systeme eingeordnet (Bommes und Tacke 2011) oder als Ergebnis symbolischer Interaktion behandelt (Fine und Kleinman 1983; Crossley 2011). Meist bleiben der theoretische Stellenwert von sozialen Netzwerken und der Bezug zur empirischen Netzwerkforschung aber gering.

Ein Versuch, soziale Netzwerke ins Zentrum der Theorie zu rücken und diese direkt mit empirischer Forschung zu verbinden, findet sich bei Harrison White.

White entwickelt seine Theorie nicht als konsequente Begriffsarbeit, sondern als Klärung und Verdichtung aus einer großen Zahl von Fallstudien aus der Netzwerkforschung. Dieser besondere Weg der Theoriebildung erscheint zunächst ungewöhnlich. Sehr unterschiedliche Fallstudien aus einem weiten Gebiet lassen sich schwerer integrieren als Begriffe, die man zirkulär aufeinander abstimmen kann. Gerade dieser Ansatz führt jedoch zu einem Baukasten mit kombinierbaren Theorien mittlerer Reichweite, wie schon von Merton (1949) vorgeschlagen, und zuletzt in der Diskussion um soziale Mechanismen eingefordert wurde (Hedström und Swedberg 1998; Mayntz 2002; Schmitt et al. 2006). White rechnet sich selbst einer mittleren Position zwischen Individualismus und Holismus zu (White 1992, S. xii), ohne diesen Standpunkt weiter auszuführen. Dennoch verfolgt er die Theoriebildung auf der Grundlage von Fallstudien aus der Netzwerkforschung sehr gründlich. So kann man die beiden Ausgaben seines theoretischen Hauptwerkes *Identity and Control* (White 1992 und 2008) auch als großen Überblick über die interessantesten Studien aus dem Bereich der Netzwerkforschung lesen.

Das *Grundgerüst* von Whites Theorie ist zunächst recht überschaubar. Soziale Netzwerke werden nicht rein strukturalistisch als Muster von Sozialbeziehungen konzipiert, sondern als grundlegend mit *Sinn* verwoben:

- In sozialen Zusammenhängen ringen *Identitäten* miteinander um *Kontrolle*. Diese Kontrollversuche werden in *Erzählungen* („Stories“) abgebildet. Solche Erzählungen definieren Identitäten sinnhaft und setzen sie zueinander in Beziehung. Soziale Netzwerke bestehen entsprechend als „Sinnstruktur“ von Erzählungen und Identitäten.
- Die mit einem Netzwerk verknüpften und dieses prägende Sinnformen fasst White als Domäne. Netzwerk und Domäne sind als soziale Phänomene untrennbar miteinander verwoben (als Netdom). Sie lassen sich nur analytisch voneinander unterscheiden.
- Um diesen Kern der Theorie gruppieren sich größere soziale Strukturbildungen – soziale „Moleküle“, wie White sie nennt. Dazu gehören sogenannte *Disziplinen*: Arenen, Councils und Interfaces. Diese stehen jeweils für bestimmte verhärtete relationale Strukturen von Identitäten mit eigenen Unsicherheiten und Wertordnungen.
- Neben den Disziplinen stehen *Institutionen* und *Kontrollregimes* als kulturell überformte gesellschaftliche Großstrukturen, die von Familien- oder Kastenstrukturen bis zu Funktionssystemen wie dem Recht oder der Kunst reichen.
- Innerhalb dieser Typologie sozialer Strukturen interessiert sich White besonders für die Rolle von *Sprache* als Organisationsbasis und für den Wandel von Strukturen aus dem sinnhaft-kommunikativen *Wechsel* („Switching“) zwischen Strukturkontexten heraus.

Aus einer relativ einfachen Grundidee – der sinnhaften Strukturierung sozialer Netzwerke – entsteht so eine komplexe Theoriearchitektur von elementaren Mikro-Prozessen wie den Kontextwechseln bis hin zu gesellschaftlichen Strukturen. Wir stellen diese Theoriearchitektur im 5., 6. und 7. Kapitel ausführlich vor. Im Folgenden diskutieren wir zunächst die spezifische, stark empiriebezogene Form von Whites Theoriearbeit mit ihren spezifischen Vor- und Nachteilen.

1.2 Die Besonderheiten von Whites Theorie

White legt in *Identity & Control* das seltene Beispiel eines soziologischen Theorieentwurfs vor, der konsequent phänomenorientiert vorgeht und soziale Strukturbildungen auf der Meso-Ebene auf der Basis eines langjährigen empirischen Forschungsprogramms theoretisiert. Dieser Theorieentwurf ist mathematisch-formalistisch, strukturalistisch und auf die Modellierung konkreter sozialer Phänomene bezogen.

Zunächst zu den Nachteilen, die die Rezeption von Whites Theorie erschweren: Der Ansatz, sehr unterschiedliche Einzelstudien zur Entwicklung von generalisierten Konzepten zu nutzen und diese auch fast ausschließlich mit diesen zu illustrieren, ist ungewöhnlich für die soziologische Theorieentwicklung. Diese stützt sich üblicherweise entweder auf kohärente Begriffsentwicklung und präzise Ableitungen aus theoretischen Prämissen, auf Konzepte aus dem Bereich des Common-Sense oder auf eine szenische und erzählende Illustration von theoretischen Konzepten. Diesen drei Varianten der Theoriearbeit kann eine theoretisch interessierte Leserschaft gut folgen, weil sie erstens als Lesegewohnheiten eingeübt sind und zweitens auch alltägliche Routinen des Verstehens ansprechen. Whites Konzepte erscheinen dagegen weniger eingängig und anschlussfähig als in manch anderer Theorie.

Die zweite Schwierigkeit ist eng mit diesem ersten Problem verbunden. Die zu den einzelnen Konzepten herangezogenen Fallstudien ergeben ein eher buntes Bild dieser Konzepte, und es fehlt ihnen manchmal an Kohärenz. Dies wird noch verstärkt, wenn man die Beziehungen zwischen den verschiedenen Konzepten genauer betrachtet. Diese sind eher auf bestimmte Bereiche und Befunde der Netzwerkforschung abgestimmt als aufeinander. Somit erscheint der Theorieentwurf nicht aus einem Guss. Er wirkt eher wie ein Baukasten mit einer Reihe von Konzepten, die verschiedene Anwendungen in der Netzwerkforschung unterstützen und voranbringen sollen. Auch hier verletzt Whites neue Art der Theoriebildung klassische Gütekriterien, um anderen Kriterien besser gerecht zu werden. Insbesondere will White anwendungsorientierte Netzwerkforscher besser anleiten, sich aber auch bei

diesen informieren. Die fehlende Kohärenz zwischen den Konzepten ist für White kein wirkliches Problem. Es geht ihm vielmehr um den Mehrwert jedes einzelnen Konzepts im Rahmen der Netzwerkforschung.

Diese Nähe zur Empirie bildet einen der spezifischen Vorteile von Whites Art der Theoriebildung. White verfolgt gewissermaßen einen „Baukastenansatz“ von Theorie – aus einer empirischen Forschungstradition heraus mit Schwerpunkt auf Konzepten mittlerer Reichweite, die diese Forschungstradition fundieren und anreichern können. Ein solcher Baukastenansatz (Schimank 1999) ist weniger an Theoriearchitektur interessiert als an der Abdeckung des interessierenden Phänomenbereichs. Es ist wichtiger, Konzepte für möglichst viele zu erklärende Phänomene bereitzustellen, als ein übergeordnetes Korsett zu konstruieren, in dem alle Teile aufeinander abgestimmt sind und zueinander passen. Dies ermöglicht einen freieren Umgang mit einzelnen Konzepten aus der Theorie. Forscher können Konzepte aus dem Theoriebaukasten verwenden, ohne gleich alle deduktiven Ableitungen und Schwierigkeiten zu übernehmen. Die sich so entwickelnde Theorie ist mehr ein Gebrauchsgegenstand als eine Weltansicht. Begriffe aus der Theorie lassen sich auf spezifische Untersuchungsgegenstände anpassen und mit nützlichen weiteren Konzepten kombinieren. Ob solche Kombinationen sinnvoll oder möglich sind, entscheidet nicht der Theorieaufbau von vornherein, sondern erst die Anwendung. Im Feld der soziologischen Theorie neigt man dazu, diesen Vorteil gering zu schätzen. Zu sehr führt ein solches Baukastenprinzip zur Beliebigkeit von Begriffsverwendung und -kombination. Aber der Vorteil einer erfolgreichen Verbindung von Theorie und Empirie ist kaum von der Hand zu weisen.

Ein weiterer Vorteil liegt in der wissenschaftlichen Deckung der theoretischen Konzepte. Diese werden nicht narrativ oder alltagsweltlich hergeleitet, sondern basieren auf empirischen Studien. White plausibilisiert seine Theorie nicht durch strenge Begriffsbildung, sondern entwickelt sie aus wissenschaftlichen Erkenntnissen im Feld der Netzwerkforschung. Seine Theorie führt ein erfolgreiches empirisches Forschungsprogramm weiter, indem er Einzelergebnisse synthetisiert und fehlende Grundlagen nachjustiert. Der große Vorteil eines solchen Ansatzes liegt in der empirischen Anschlussfähigkeit. Die empirische Operationalisierung der theoretischen Konzepte ist immer schon mitgedacht. So können die Konzepte schneller und direkter in die Forschung integriert werden als bei manch anderer Theorie.

Ein letzter Vorteil bezieht sich auf die Frage der Aktualität von Theorie. Das von White benutzte Baukastenprinzip verlangt streng genommen nach einer steti- gen Aktualisierung der Theorie auf der Basis der neuesten Studien im Forschungsfeld. Die Theorie bleibt dadurch aktuell: Der Baukasten kann immer um weitere Entwicklungen ergänzt werden, weil neueste Erkenntnisse oder empirische Forschungsansätze zu neuen Verbindungen zwischen Konzepten führen, vielleicht

auch zu neuen Konzepten. Die Theorie erstarrt somit nicht, sondern entwickelt sich weiter und bleibt idealerweise immer auf dem neuesten Stand der Netzwerkforschung.

Schließlich muss als spezifische Eigenheit von Whites Theorieprogramm dessen konsequent *analytische Ausrichtung* betont werden. Wir haben bereits festgehalten, dass sich White weder an soziologischen Theorien noch am alltagsweltlichen Vokabular (Common Sense) für soziale Zusammenhänge orientiert. Er will entsprechend weder eine konzeptionell elaborierte Beschreibung von Gesellschaft noch eine ontologisch-richtige Abbildung sozialer Zusammenhänge vorlegen. Vielmehr ist White an analytisch fruchtbaren Konzepten für eine konsequente Außensicht aufs Soziale interessiert. Als ausgebildeter Physiker weiß White, dass eine wie auch immer elaborierte Theorie Wirklichkeit nie perfekt abbilden kann. Deswegen geht es nicht darum, die eine „richtige“ Weltbeschreibung zu liefern, sondern ein Instrumentarium an nützlichen Konzepten für die empirische Beobachtung zu entwickeln. Dazu gehört bei White ein *konstruktivistischer Impetus*. Ihm zufolge prägt die sinnhafte Beobachtung in Erzählungen die soziale Welt entscheidend. Whites Theorie ist also sowohl analytisch als auch konstruktivistisch angelegt – eine sehr eigentümliche, aber fruchtbare Kombination. Wir kommen auf diese Grundausrichtung von Whites Theorie an verschiedenen Stellen zurück und ordnen sie etwa in seine Biographie (Kap. 2) und in den Kontext konkurrierender Theorieangebote (Kap. 8) ein.

Zum Überblick fassen wir hier nur kurz die wichtigsten Eigenheiten von Whites Theorie zusammen:

- *eigenwillige Begriffsbildung* mit wenig Bezug auf andere soziologische Theorien oder die Alltagssprache;
- konsequente Ausrichtung an empirischer Netzwerkforschung;
- Fokus auf Modellierung von *Meso-Strukturen* des Sozialen und deren *Wandel*;
- *Baukastenprinzip*: Begriffe und theoretische Erwartungen lassen sich prinzipiell unabhängig voneinander verwenden;
- teilweise fehlende Kohärenz und Konsistenz in den Begriffen
- *analytische* und *konstruktivistische* Theoriearchitektur, die bewusst nicht auf ontologische Gewissheiten zielt.

1.3 Aufbau des Buchs

White verbindet aber nicht nur in seinem Denken Theorie und Empirie miteinander. Er ist auch biographisch mit zahlreichen Entwicklungen und zentralen Autoren der Netzwerkforschung verbunden. Daraus ergibt sich für uns die Notwendigkeit

aber auch die Chance, zweierlei zu erreichen: Wir können erstens die zentralen Konzepte von White vorstellen und zweitens einen weitgespannten Überblick über das Feld der nordamerikanischen Netzwerkforschung bieten. Der Haupttext des Buchs folgt dem üblichen Strickmuster von Einführungen: Er behandelt die Biographie, die Vorarbeiten und die wichtigsten theoretischen Überlegungen Whites. Diese komplementieren wir aber mit ergänzenden Seitenblicken auf die wichtigsten Autoren um White und auf deren empirische und konzeptionelle Beiträge zur relationalen Soziologie.

Der Aufbau des Buchs sieht wie folgt aus: Im zweiten Kapitel geben wir einen Überblick über die *Biographie* und die *intellektuelle Entwicklung* Whites, seine Ideen und seine wichtigsten wissenschaftlichen Beziehungen. Welche Berührungspunkte haben ihn geprägt? Welche Entwicklungen haben seine wissenschaftlichen Interessen genommen? In diesem Abschnitt streifen wir auch Konzepte, die im Weiteren keine zentrale Rolle mehr spielen und zeichnen den Weg zu seinem späten Entwurf einer übergreifenden Theorie nach.

Das dritte Kapitel beleuchtet die wichtigsten frühen Ideen von White aus den 1960ern und 1970ern. Dazu gehören zunächst die *Kategoriennetze* (oder *Catnets*; vgl. White 2008), in denen soziale Kategorien und Netzwerke sozialer Beziehungen miteinander verwoben sind. Es folgt das Konzept der *strukturellen Äquivalenz*, mit der sich Akteure nach ihrer Position im Netzwerk zusammenfassen lassen. Schließlich entwickelte White mit seinen Doktoranden auch das Verfahren der *Blockmodell-Analyse*. Mit diesem können strukturell äquivalente Positionen induktiv aus der Netzwerkstruktur rekonstruiert werden. Diese Ideen verweisen nicht nur auf Whites Zentralität als Ideengeber der Netzwerkforschung, sondern auch auf Ausgangspunkte seiner späteren Theoriebildung.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit einer wichtigen Übergangsphase im Denken Whites. In seiner Beschäftigung mit der Markt- und Wirtschaftssoziologie, insbesondere mit der Frage nach der *Entstehung von Märkten* entwickelt White sein grundlegendes soziales Ordnungsmodell einer sozialen Molekülbildung. Mit diesen, zunächst auf Produktionsmärkte zielenden Überlegungen schließt White an seine Überlegungen zu struktureller Äquivalenz und Blockmodellen an.

Die Kap. 5 bis 7 behandeln die Theorieentwicklung in den beiden Auflagen von Whites Hauptwerk *Identity and Control* (1992 und 2008) und in den um diese entstandenen Aufsätzen aus den 1990er und 2000er Jahren. In den drei Kapiteln stehen jeweils unterschiedliche Aspekte der Theorie im Fokus:

Kapitel 5 stellt zunächst die *strukturalistischen Theoriebausteine* Whites vor. Hier geht es um das Begriffspaar *Identität* und *Kontrolle*, um die sozialen Moleküle der *Disziplinen* (die aus der Marktsoziologie Whites kommen) und um die beiden Grundprinzipien *Verteiltheit* und *Selbstähnlichkeit*.

Das sechste Kapitel wendet sich dann dem *Einbezug von Sinn und Kultur* in Whites Theorie zu. Hier werden *Beziehungen* als *narrativ* konstituierte Strukturen, die *Domänen* von Sinnformen in einem Netzwerk, sowie *Institutionen* und *Stile* als Netzwerkphänomene vorgestellt. Schließlich werfen wir – in Zusammenhang mit Whites kunstsoziologischen Überlegungen – einen Blick auf die Mechanismen *sozialen Wandels* bei White.

Nach dieser „kulturellen Wende“ geht es im siebten Kapitel um die letzten Theorieentwicklungen Whites seit Mitte der 1990er Jahre (die sich auch in der zweiten Auflage von *Identity and Control* wieder finden). Allgemein rücken nun elementare soziale Prozesse in den Mittelpunkt – White vollzieht gewissermaßen eine zweite, „*kommunikative*“ *Wende* seiner Theorie. Hierzu zählt zunächst die prominente Rolle von kommunikativ vollzogenen *Kontextwechseln* (Switchings). Auch *Netzwerk-Öffentlichkeiten* (Publics) und *Kontrollregimes* werden erst jetzt in die Theorie eingeführt. Schließlich setzt sich White Ende der 2000er Jahre verstärkt mit der *Systemtheorie* Niklas Luhmanns und hier insbesondere mit dem Kommunikations- und dem Sinnbegriff auseinander.

Wir schließen mit einem Resümee. Hier wird die Grundausrichtung der Theorie im Vergleich zu anderen Ansätzen „relationaler Soziologie“ diskutiert. Zudem betrachten wir Verbindungen von Whites Überlegungen mit anderen Theorien. In einem Anhang folgt zudem ein kurzes Interview mit Harrison White, in dem er seine Theorieentwicklung, einige seiner zentralen Konzepte und seine Sichtweisen auf andere Theorieangebote darlegt.

2.1 Whites Weg zu Soziologie und Strukturalismus

Harrison Colyar White wurde am 21. März 1930 in Washington, DC, geboren. Whites Eltern stammen aus den Südstaaten. Sein Vater war Arzt bei der Navy, was zu vielen Wohnortwechseln in Whites Jugend führte (MacLean und Olds 2001, S. 1 f.). Die Familie lebte nacheinander in Orten mit Navy Base, unter anderem Nashville, New Orleans, San Francisco und Philadelphia, aber auch kleinere Orte. White selbst musste ständig die Schule wechseln, wobei er insgesamt zwei Klassenstufen übersprang. Bereits mit 15 Jahren begann White sein Physik-Studium am Massachusetts Institute of Technology (MIT). 1955 promovierte er dort in theoretischer Physik.

Zu diesem Zeitpunkt hatte White bereits vermehrt sozialwissenschaftliche Veranstaltungen besucht und begann anschließend eine zweite Promotion in Soziologie an der Princeton University. Wichtige Inspiration für diesen Schritt kam von dem Politikwissenschaftler Karl Deutsch. Deutsch entstammt einer deutschsprachigen Familie von sozialdemokratischen Widerständlern gegen das NS-Regime und lehrte zu dieser Zeit am MIT. White hat nach eigener Aussage vor allem dessen Buch *Nationalism and Social Communication* (Deutsch 1953) beeindruckt, weniger das bekanntere *The Nerves of Government* (1963, in dem Deutsch eine kybernetische Theorie des politischen Systems entwickelt). White übernahm von Deutsch vermutlich vor allem die Einsicht, dass soziale und gesellschaftliche Phänomene wesentlich durch Strukturen bestimmt werden, in denen Kommunikation abläuft.

In den folgenden Jahren absolvierte White im Schnelldurchlauf die wichtigsten sozialwissenschaftlichen Institutionen: Noch vor seinem Doktor in Soziologie in Princeton (1960) verbrachte er auf Einladung von Herbert Simon ein Jahr als Fellow an der Stanford University und arbeitete von 1957 bis 1959 als Assistant Professor (eigentlich dem Einstiegsrang für eine Wissenschaftskarriere *nach* der

Promotion) am Carnegie Institute of Technology (dem Vorläufer der Carnegie-Mellon University) in Pittsburgh. Ab 1959 war White als Associate Professor für Soziologie an der University of Chicago tätig, die er selbst für sein soziologisches Denken als prägend sieht (MacLean und Olds 2001, S. 3).

1960, als White im Alter von 30 Jahren gewissermaßen „berufsbegleitend“ seine Promotion in Princeton abschloss, hatte er also von zwei der renommiertesten Wissenschaftsinstitutionen der Welt einen Doktor in Physik und einen in Soziologie und arbeitete bereits als Associate Professor im größten und einem der wichtigsten US-amerikanischen Departments für Soziologie. Allerdings hatte er erst eine sozialwissenschaftliche Publikation zum Thema Schlaf („Sleep: A Sociological Interpretation“, zusammen mit dem Norweger Vilhelm Aubert; 1959) in der relativ unwichtigen Zeitschrift *Acta Sociologica* vorgelegt.

In der Folge konzentrierte sich White auf die Soziologie. Dabei blieb aber seine Ausbildung in der Physik prägend: Durchgängig zeichnen sich Whites Arbeiten durch eine Orientierung an der mathematischen Modellierung empirisch beobachtbarer sozialer Strukturen aus – zunächst mit der Entwicklung eigener algebraischer Modelle und Konzepte, später mit der theoretischen Unterfütterung der formalen Methoden der Netzwerkforschung.

Ein Beispiel für dieses Grundverständnis sozialer Strukturen liefert Whites erste Buchpublikation: *An Anatomy of Kinship* (1963). White formuliert hier eine algebraische, also formal-mathematische Modellierung von Verwandtschaftsbeziehungen in Anlehnung an *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* von Claude Lévi-Strauss. Wie der Untertitel *Mathematical Models for Structures of Cumulated Roles* deutlich macht, geht es White dabei weniger um Verwandtschaftsbeziehungen, als um die Möglichkeit der allgemeinen algebraischen Modellierung von Rollenstrukturen (Breiger 2005, S. 885). Damit knüpft White an seine Ausbildung in der Physik an und legt als Grundrichtung die strukturelle Modellierung von Netzwerken mit der Blockmodellanalyse fest (siehe Kap. 3.2). Noch während seiner Zeit in Princeton hatte Harrison White seine erste Frau kennengelernt, die Kunsthistorikerin Cynthia Johnson. Mit ihr schrieb White sein zweites Buch: *Canvases and Careers* ([1965] 1993) über die Entstehung des französischen Impressionismus und damit der modernen Malerei.

Exkurs 1: Canvases and Careers (1965)

In diesem kurzen Buch (160 Seiten) interpretieren White und seine erste Frau Cynthia White die Entstehung des Impressionismus in erster Linie als Bruch mit der damals die französische Kunstszenen dominierenden Institution des Akademie-Wesens ([1965] 1993). Im 19. Jahrhundert wurden Kunstwerke in Paris wesentlich durch die Königliche Akademie autoritativ bewertet, indem sie in Salon-Ausstellungen aufgenommen und mit Preisen beehrt wurden (16 ff.). Auf diese Weise konnte der kaum zu überschauende Pariser Kunstmarkt, auf dem zahlreiche Künstler aus ganz Europa um Anerkennung rangen, vereinfacht werden. Ausschlaggebend für die Auswahl durch die Akademie waren etablierte Wertmaßstäbe wie Bildkomposition, Motivauswahl und handwerklichen Könnens.

Parallel dazu entstanden aber im 19. Jahrhundert wichtige Broker-Rollen: die Kunsthändler und die Kunstkritiker in Zeitschriften (94 ff.). Beide orientierten sich zunächst am Akademie-System. Beim Aufstieg des Impressionismus fungierten sie aber als alternative Bewertungsinstanz, die rivalisierenden Wertmaßstäben zur Geltung verhalfen. Die Impressionisten um Manet, Degas, Pissarro, Monet, Renoir, Sisley und Cézanne entwickelten eine neue Form des Malens, die den Maßstäben des Akademiesystems widersprach und dort auf Ablehnung stieß.

Für die Entwicklung des neuen Stils war teilweise das Netzwerk zwischen den Malern verantwortlich, in dem sich diese austauschten und aneinander orientierten (116 ff.). Entscheidend für den möglichen Erfolg des neuen Stils waren aber Kunstkritiker und Kunsthändler, die den neuen Stil trotz oder gerade wegen seiner Abweichung von den Akademie-Maßstäben unterstützten. Teilweise wurden sie auch selbst Teil des Netzwerks der Impressionisten. Vor allem der Kunsthändler Paul Durand-Ruel organisierte Gruppen-Ausstellungen der Impressionisten, gründete eine eigene Zeitschrift, die die neue Kunst unterstützte, brachte die Impressionisten teilweise in Kontakt miteinander und finanzierte deren Lebensunterhalt in Teilen über Vorschüsse (124 ff.).

Mit dieser Entwicklung veränderten sich mehr als nur die Bewertungsmaßstäbe der Malerei: Das zugrunde liegende Gefüge von sozialen Beziehungen zwischen Kunstproduzenten und -käufern wandelte sich grundlegend. Die dominierende Rolle der Akademie wurde abgelöst von einem Geflecht von Kritikern und Händlern. Diese übernahmen nun die Vermittlung zwischen Künstlern und Käufern und damit die Komplexitätsreduktion im Kunstmarkt.

In dem Buch tauchen wichtige Themen der späteren Theoriearbeit Whites in verknappter Form auf. Märkte werden als Beziehungsgefüge beschrieben, die jeweils auf eigenen Bewertungsmaßstäben beruhen bzw. diese hervorbringen. Die Impressionisten entwickeln ihren eigenen Stil, der sich im Netzwerk durchsetzen muss. Dabei ist er zunächst auf strukturelle Bedingungen angewiesen, setzt dann aber strukturelle Veränderungen in Gang. Manet, Monet und Durand-Ruel, auch die etablierten Künstler und die Akademie fungieren als Identitäten, die strukturell und sinnhaft um Kontrolle im Netzwerk ringen. Und nicht zuletzt ergibt sich ein komplexes Zusammenspiel zwischen Institutionen und Netzwerken.

All diese Überlegungen bleiben aber in *Canvases and Careers* noch sehr ungeordnet. Das Buch bleibt in seinen Aussagen sehr ungenau und dokumentiert eher eine Suchbewegung als einen neuen Kenntnisstand. Diese Suchbewegung kommt mit Whites Arbeiten über Märkte (siehe Kap. 4) und mit der ersten Auflage von *Identity and Control* (1992) zu einem vorläufigen Abschluss. Vor allem aber lässt sich *Canvases and Careers* als Vorläufer von Whites Buch über das Kunstsystem *Careers & Creativity; Social Forces in the Arts* (1993) lesen. Dort werden die komplexen theoretischen Überlegungen aus *Identity and Control* in leichter und verständlicher Form auf das soziale Feld der Kunst übertragen (siehe Exkurs 14).

2.2 Der „Harvard Breakthrough“

1963 wechselte White von Chicago an die Harvard University, wo er zunächst als Associate Professor, später als Professor¹ bis 1986 tätig war. In dieser Zeit war er treibende Kraft für die Weiterentwicklung der Netzwerkanalyse, die in der Literatur als „Harvard Breakthrough“ bezeichnet wird (Scott 2000, S. 33 ff.). Die in dieser Zeit entstandene strukturalistische Sichtweise fokussiert vor allem auf systematische Rollenbeziehungen zwischen Positionen in sozialen Netzwerken, wie wir sie etwa in Verwandtschaftsstrukturen finden. Aber White entwickelte auch mit einigen Doktoranden in den 1970er Jahren ein Verfahren zur algebraischen Rekonstruktion dieser Rollenbeziehungen: die Blockmodellanalyse.

¹ Wir unterscheiden im Folgenden nicht zwischen den unterschiedlichen amerikanischen Professorentiteln des Full und des Named Professors und sprechen daher dem deutschen Sprachgebrauch nach nur von Professor. Da der einzige Unterschied darin besteht, dass die Named Professors eine symbolische Ehrung beinhalten.